

Halle

Fulbert Steffensky

Alsdann will ich gedenken an meinen Bund.

Genesis 9, 8-17

„Meinen Bogen habe ich in die Wolken gesetzt; der soll sein Zeichen des Bundes zwischen mir und der Erde. Wenn es kommt, dass ich Wetterwolken über die Erde führe, soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Dann will ich an meinen Bund denken zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, dass hinfort keine Sintflut mehr komme, die alles Fleisch verdirbt. (9,13-15)

Keiner versteht die Bibel, der sie zeitlos liest. Keiner versteht die Bibel, der sie interessenlos liest. In welcher Zeit hören wir das Bundesversprechen Gottes: „Ich richte meinen Bund so mit euch auf, dass hinfort nicht mehr alles Fleisch verderbt werden soll durch die Wasser der Sintflut und hinfort keine Sintflut mehr kommen soll, die die Erde verderbe.“ Gott hat sich eine Erinnerungstütze gegeben, den Regenbogen: „Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, dass ich ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, das auf Erden ist.“ In welcher Zeit lesen wir vom Versprechen Gottes, dessen Zeichen der grosse Bogen ist? 280.000 Menschen wurden am 26.12.2004 bei dem grossen Tsunami vom Meer verschlungen. Am 12.1. dieses Jahres kamen 212.000 auf Haiti bei dem grossen Beben um. Am 27.2. dieses Jahres hat es Chile getroffen. Es gibt so viele von Menschen verschuldete Unglücke. Diese gehören nicht dazu. Hat Gott seinen Bogen vergessen? Gott macht einem den Glauben nicht leicht. Er macht einem die Hoffnung schwer. Wir leiden an Gott, dessen Engel versprochen sind und die doch so weit entfernt sind, wenn wir in den Strudel der Untergänge geraten. Der Regenbogen erinnert uns daran, was Gott uns schuldig ist. Wir Theologen sind ja oft die beruflichen Gottesverteidiger und wir sagen, dass Gott uns auf höhere Weise erhört und auf andere Weise rettet, als wir es sehen und wünschen. Die Menschen, die auf Sumatra von den Wellen verschlungen wurden und die in Haiti unter ihren Häusern begraben wurden, wollten nicht auf

höhere Weise erhört und gerettet werden. Sie wollten atmen können, und sie sind erstickt. Sie wollten leben, und sie sind ertrunken, und ihre Leiber wurden von den Fischen gefressen. Mein Gott, erinnere dich an deinen Bund! Sieh deinen Regenbogen an und vergiss ihn nicht! Je älter man wird, um so mehr hört man auf, die Welt zu erklären. Auch unser Glaube erklärt sie nicht. Es gibt die grossen und unüberbrückbaren Widersprüche zwischen den Versprechungen Gottes und dem Zustand dieser Welt. Nur eine ewig gültige Theologie, die absieht vom Zustand dieser Welt, kann alles erklären. Diese reine Theologie, die die himmelschreienden Leiden der Menschheit vergisst, wäre allerdings zugleich ein Alptraum. Es gibt ausreichend Gründe dafür, an der Güte des Lebens zu zweifeln. Wenn wir Christen von Hoffnung sprechen, darf man uns nicht vorwerfen können, wir seien Leute, die nicht so genau hinschauen; Naivlinge, die nur noch nicht gemerkt haben, was alles gegen den Regenbogen spricht. Vielleicht wird unsere Sprache auch reiner, glaubhafter und hörbarer, wenn sie nicht einfach über das Leben gleitet, sondern sich reibt an allem, was ihr entgegensteht. Hoffnung lernen, heisst auch Illusionen verlernen, auch die Illusionen über Gott. Ich lerne an der Regenbogengeschichte kaum, wer Gott ist. Aber ich lerne an ihr und an den grossen Untergängen, die ich genannt habe, die alte Frage der Psalmen: Wo bleibst du Gott? Wann kommst du? Denn diese Frage geben wir nicht auf trotz aller Untergänge: Wann kommst du? Und damit geben wir den letzten Grund des Glaubens nicht auf: Gott kommt. Er wird das Leben nicht in der Vernichtung lassen. Ich sage es – mit schwerer Zunge – angesichts der Menschen, die dort ertrunken sind und zermalmt wurden. Ich sage es gegen alle Gefahren, die uns und unsere Kinder bedrohen: Einmal wird er alles in allem sein, und einmal werden alle Tränen getrocknet. Man kann niemanden Opfer sein lassen, darum fragen wir Gott: Wann kommst du? Darum drängen wir ihn, endlich Gott zu sein. An Gott glauben, heisst auch, an Gott leiden; leiden an seiner Dunkelheit und an seiner Unverstehbarkeit. Gott zu vermissen, gehört zu unserem erwachsenen Gottesglauben.

Da sah Gott auf die Erde, und siehe, sie war verderbt: Denn alles Fleisch hatte seinen Weg verdorben auf Erden. Das Ende allen Fleisches ist bei mir beschlossen, denn die Erde ist voll von Frevel. (6,12-13)

Dies ist ein Satz. Den Gott vor dem Bundschluss gesprochen hatte, als er sich gerade anschickte, die große Flut kommen zu lassen. Aber sind wir nicht jenseits jenes Zeitpunkts und jenseits der Drohung und der Vernichtungsabsicht Gottes. Ich glaube nicht, dass die eine Geschichte die andere aufhebt. Die eine Wahrheit hebt die andere nicht auf, jede hat ihre Zeit. Das Bundesversprechen ist keine Garantie dafür, dass die Erde bewohnbar bleibt. Zu einem Bund gehören zwei. Wir haben Gott an sein Bundesversprechen erinnert. Ich erinnere uns an das Versprechen. Wir können die Erde neu verderben, dass sie aus dem Bund Gottes fallen kann. Das Versprechen Gottes ist kein Blankoscheck für unsere Existenz. Der Bund gibt uns etwas zu tun, es gibt uns auf, etwas zu lassen. Er gibt uns nicht nur etwas zu glauben. Ich habe Gott gefragt, wie er es mit dem Bund hält. Ich frage uns, wie es mit dem Bund halten. Was also machen wir mit der Erde, was mit den Flüssen, was mit der Atemluft unserer Kinder?

Ich bin 1933 geboren. Waren die Menschen glücklicher, als wir es heute sind? Ich weiß es nicht. Wir haben viel an Freiheit gewonnen und an Trost verloren. Eines haben die Menschen in jener alten Welt nicht denken können: Dass die Welt mit ihren Lebensmöglichkeiten für die Menschen als ganze auf dem Spiel steht. Man hat denken können und man hat es erlebt, dass große Sturmfluten kommen. Aber man hat nicht gedacht, dass Dreiviertel der Niederlande untergehen könnten durch das klimabedingte Steigen der Meere. Man hat erlebt, dass die Sommer zu trocken und die Ernte gefährdet waren. Aber man hat nicht erlebt und denken können, dass das Wasser so knapp wird, dass einmal Kriege um das Wasser geführt werden, wie sie uns drohen. Man hat nicht denken können, dass ganze Kontinente versteppen könnten. Es waren große, aber begrenzte Ängste, von denen Menschen damals geplagt wurden. Sie wurden nicht geplagt von der Grundangst, die Erde könnte als ganze unbewohnbar werden. Die Menschen hatten große Fragen, aber sie glaubten, dass sie lösbar seien. Dieser Glaube hat inzwischen große Risse. Als Gott sein Urteil über die verderbte Welt gefällt hat, hat es nicht geregnet. Man hat dem Himmel das drohende Unglück nicht angesehen. Als Noah seine Arche baute,

war keine Untergangsfahr sichtbar. Die Menschen haben gegessen und getrunken, getanzt und gelacht und übersehen, was drohte. Wie kam es zu jener verblendeten Heutigkeit? Das Unglück wirft seinen Schatten voraus, und niemand spürt seine Kälte. Das Unglück ist offenkundig, und niemand bemerkt es. Die Hoffnung ist nur dann keine Illusion, wenn wir ins Auge fassen, was ihr widerspricht. Es gibt nicht nur die Häresie die Hoffnungslosigkeit. Es gibt auch die Häresie der verschwiegenen Themen; die Feigheit, dem möglichen Unglück nicht ins Auge zu sehen. Die Kirche ist nicht nur Anwältin der Hoffnung. Sie hat auch die prophetische Aufgabe, gegen die Gefahr der fatalen Selbstverständlichkeit das Erschrecken zu lehren vor den Gefahren, die handgreiflich sind und an denen wir unsere Schuld tragen.

Ich möchte zwei Arten von Schuld unterscheiden: die eine ist, gegen sein Gewissen zu handeln, die andere: keine Gewissen zu haben. Im normalen Sprachgebrauch meinen wir die erste, wenn wir von Schuld reden. Wir setzen ein freies Subjekt voraus, das fähig ist, Recht und Unrecht zu erkennen und nach der eigenen Erkenntnis für oder gegen sie zu handeln. Diese Souveränität des Gewissen haben wir vorausgesetzt, als meine Generation die Väter und Mütter gefragt hat Wo ward ihr während der Nazizeit? Warum seid ihr mitgelaufen und warum habt ihr keinen Widerstand geleistet. Im selber Begriff von Schuld haben sie geantwortet: Wir haben nichts gewusst. In einem gewissen Sinn hatten sie Recht. Aber warum haben sie nichts gewusst und nichts gesehen? Wie kam es, dass ihnen das Wissen und das Gewissen abhanden kamen? Wie funktioniert eine Selbstblendung? Es war doch alles ersichtlich. Der Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte stand in allen Zeitungen. Alle haben die Schilder vor jüdischen Geschäften gelesen: „Deutsche, kauft nicht bei Juden!“ Viele haben die christlichen Predigten gehört, in denen das jüdische Volk als verworfen bezeichnet wurde. Viele haben die Karfreitagsbitte gehört: Oremus pro impiis Judaeis! Lass uns für das ungläubige Judenvolk beten! In kaum verbesserter Form kann man sie heute wieder hören und beten. Menschen haben die Aufrufe in den Zeitungen gelesen: Juden dürfen keine Fahrräder mehr haben, keine Musikinstrumente. Sie dürfen nicht auf öffentlichen Parkbänken sitzen und nicht in der Straßenbahn. Unter ihren Augen wurde ein ganzes Volk unsichtbar gemacht, bis schließlich niemand mehr da war. Gerade darum wussten sie nichts davon, weil das Verbrechen so allgegenwärtig war, so geläufig und so selbstverständlich. „Unsichtbar macht sich die Dummheit, indem sie große Ausmaße annahm.“

sagt Brecht. Die Gewöhnung machte das Unrecht geläufig. Was immer so war, was täglich geschieht, was alle tun und glauben, das legitimiert sich dadurch, dass alle es tun und dass es immer so war. Die Gewöhnung raubt Wissen und Gewissen. Die biblischen Traditionen nennen dies Verblendung: Das Unrecht tun und nicht wissen, dass es Unrecht ist; in der Korruption gefangen sein und sie für natürlich halten.

Die Geläufigkeit des Unrechts und die verblendeten Interessen hindern das Wissen oder schwächen es so, dass es einem Nichtwissen gleichkommt. So entsteht die merkwürdige Situation des Verbrechens, das fast keine Subjekte hat; der Schuld, ohne dass sich jemand schuldig fühlt, und der Tat ohne Täter. Ich sage das nicht um die Damaligen und uns heute zu entschuldigen. Ich beschwöre nicht ein allgemeines Fatum, das uns blind geschlagen hat, wie die Götter Ödipus, sodass er seinen Vater erschlug und seine Mutter heiratete. Ich beschwöre also keine Tragik, sondern frage nach der Schuld, die darin besteht, kein Gewissen zu haben. Denn man ist nicht nur **vor** seinem Gewissen verantwortlich, man ist auch **für** sein Gewissen verantwortlich.

Ich soll über die Hoffnung reden, und scheine nicht über die Hoffnungslosigkeit hinauszukommen. Dabei komme ich mir vor wie ein kluger Kollege von mir, der über Sexualität reden sollte und seinen Vortrag so begann: „Meine Damen und Herren, ehe wir über Sexualität reden, muss ich über die Impotenz reden.“ Also nicht wieder zurück hinter die Verheißung Gottes. Wir hören sie noch einmal und mit dieser Geschichte im Ohr wollen wir über unseren Anteil an der Bundestreue nachdenken.

Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, dass ich ihn ansehe und denke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, das auf Erden ist. Und Gott sagte zu Noah: „Das sei das Zeichen des Bundes, den ich aufgerichtet habe zwischen mir und allem Fleisch auf Erden. (9,10-11)

Der Bund schenkt uns nicht nur Hoffnung, er verpflichtet uns zur Hoffnung. Wie aber lernt man hoffen? Im Augenblick wird die Frage nach der Hoffnung an

vielen Orten gestellt. Sie irritiert mich, denn sie wird oft lamentös und vor allem Handeln gestellt. Erst will man in der Aussicht versichert sein, dass alles gut geht, allenfalls dann wird man handeln und seinen Teil zum guten Ausgang beitragen. Vielleicht sollten wir die Frage nach dem guten Ausgang vergessen, denn sie ist nicht beantwortbar. Vielleicht war die Geschichte mit dem Regenbogen nach der Sintflut doch anders gemeint. Es waren wohl nicht der einfache Fortbestand der Welt gemeint, der Fortschritt und die Garantie des guten Ausgangs. Vielleicht heißt Hoffnung gar nicht der Glaube an den guten Ausgang der Welt und an die Vermeidung ihrer Zerstörung. Vielleicht werden unsere Enkelkinder einmal die Endzeitschrecken erleben, von denen einige ja schon wahr geworden sind. Gott scheint uns also nicht einfach zu behüten ohne unser eigenes Zutun. Es garantiert uns keiner, dass das Leben auf der Erde in absehbarer Zeit nicht kollabiert, auch kein Regenbogen. Aber wir können tun, als hofften wir. Hoffen lernt man auch dadurch, dass man handelt, als sei Rettung möglich.

Zu handeln, als gäbe es einen guten Ausgang, sind wir einmal uns selber schuldig. Man entwürdigt sich und spricht sich selber Subjektivität ab, wenn man die Dinge zu ihrem Unglück treiben lässt. Luthers Satz vom dem Apfelbäumchen, das er pflanzen wollte noch angesichts des Weltuntergangs, heißt nicht, dass er den Blick auf die untergehende Welt verweigert. Es ist kein verblendeter Optimismus. Er ehrt sich selber, indem er sich als Handelnden begreift; als einen Menschen, der die Fähigkeit und den Auftrag hat, das Leben zu schützen. Nicht allein der Erfolg rechtfertigt, was ein Mensch tut. Es gibt Handlungen, die in sich selber gerechtfertigt sind. Die Liebe und die Gerechtigkeit heilen und heiligen den Menschen; nicht erst der Erfolg, den die Liebe und die Gerechtigkeit vorzuweisen haben.

Sich um die Gewissheit des guten Ausgangs nicht zu kümmern und zu tun, als sei es schon sicher, dass unserer Arbeit Erfolg beschert ist, sind wir auch unseren Nachkommen schuldig. Es ist nicht ausgemacht, dass unsere Mühe vergeblich ist. Es ist noch nicht ausgemacht, dass alle Rettungswege verschlossen sind. Auf die Predigt Jonas von der bevorstehenden Vernichtung Ninives befiehlt der König Umkehr und Trauer, und er sagt: „Wer Weiß! Vielleicht lässt sich's Gott gereuen und lässt von seinem Zorn, dass wir nicht untergehen.“ Wer die Welt und das Leben der eigenen Nachkommen liebt, wird „Wer weiß!“ sagen. Er wird, wenn schon nicht in seiner ausdrücklichen

Hoffnung, so doch in seinem praktischen Handeln damit rechnen, dass das Leben, die Freiheit, die gerechte Verteilung der Güter und der Schutz der außermenschlichen Natur gelingen kann. Hoffnung ist nicht hauptsächlich eine Sache theoretischer Einsicht oder Erwartung. Es ist eine Qualität des Handelns. Wer Kinder und Enkelkinder hat, die er liebt, der wird an ihrer menschlichen Zukunft nicht nur bauen, weil diese Arbeit Erfolg hat, sondern weil er seine Kinder liebt. Gott schenkt uns mit dem Trank der Hoffnung nicht nur etwas zu trinken – um einen Satz Ernst Blochs abzuwandeln -, sondern auch etwas zu kochen. Ich sage es mit Baptist Metz: „Unser bürgerliches Christentum krankt an einem süßen Gift, am süßen Gift des nur geglaubten Glaubens, einer nur geglaubten Praxis der Nachfolge, einer nur geglaubten Liebe und Umkehr.“ (J.B. Metz: Jenseits bürgerlicher Religion, S.73) Der Glaube und die Hoffnung verdorren, wo sie nur Sachverhalte unserer Innerlichkeit sind und wo sie nicht Praxis werden.

Ekelhafte Schänder der Erwartungen der Menschen sind die, die sich auf die leidensfreie Kunst der Entlarvung aller Hoffnung spezialisiert haben. Es gibt sie von rechts bis links. Gewisse christliche Sekten mit ihren Untergangphantasien sind mir in dieser Hinsicht genau so verdächtig wie kluge Intellektuelle, die allen Versuchen der Hoffnung nachweisen, dass sie vergeblich und zum Scheitern verurteilt sind. Es gibt eine artifizielle und verspielte Hoffnungslosigkeit, die man eher bei denen antrifft, denen es schon ganz gut geht. Ich erinnere mich an eine Schulklasse, die eine Aktion zur Einsparung von Abfall geplant und durchgeführt hatte. Das Unternehmen hatte einiges Aufsehen erregt. Ein Journalist sprach mit den Schülern und wies ihnen nach, wie wenig mit ihrer Arbeit gewonnen sei. Es war, als könnte er nicht dulden, dass Menschen ein Stück Hoffnung haben und sie darstellen in ihrer Arbeit. Die Kinder, die besorgt waren wegen der Erstickung des Lebens im Müll, haben ja nicht im Ernst geglaubt, sie könnten mit dieser Aktion das Problem lösen. Aber sie haben etwas Notwendiges getan, was sie sich selbst schuldig waren: sie haben nicht tatenlos zugesehen. Selbst wenn dies keine Lösung ist, ehrt es die Kinder und ihre Arbeit, und es unterbricht die Geläufigkeit des Satzes: man kann ja nichts machen. Das, was die Kinder getan haben, ist ein Ausdruck ihrer Hoffnung, und es hat zugleich ihre Hoffnung ernährt. Ich sammle solche Geschichten gerne, denn sie sind Vorzeichen des Gelingens. Die Hoffnung kann lesen. Sie liest in kleine Zeichen wie in die der Schulklasse das ganze Gelingen hinein. Sie stellt nicht nur fest, was ist. Sie ist eine wundervolle untreue

Buchhalterin, die die Bilanzen fälscht und einen guten Ausgang des Lebens behauptet, wo dieser noch nicht abzusehen ist. Die Hoffnung gibt sich nicht geschlagen. Sie ist vielleicht die stärkste der Tugenden, weil in ihr die Liebe wohnt, die nichts aufgibt, und der Glaube, der den Tag schon in die Nacht sieht.

Vielleicht muss der zynisch werden, der viel weiß, aber aus der Rolle des Betrachters nicht herauskommt. Die Welt und der Lauf der Dinge leuchten dem nicht ein, der nur Zuschauer ist. Einem Hungernden zu essen zu geben, einen Kranken zu waschen, ein Kind zu trösten, vor einem Giftgaslager die Straßen zu blockieren, gegen die Zerstörung des Klimas zu arbeiten, das hat seinen Sinn in sich selbst. An dieser Arbeit nagt der Zweifel weniger als an der Seele des reinen Zuschauers. Gegen den Tod zu kämpfen, schließt Lebenszweifel aus, zumindest raubt es ihnen Kraft. Es ist merkwürdig, dass in den Texten von Martin Luther King, der gegen den Rassismus in seiner Gesellschaft kämpfte; in den Texten von Helder Camara, der gegen die Armut in seinem Land arbeitete, die Frage nicht auftaucht, ob diese Arbeit sinnvoll sei. Die Arbeit selbst, die sie getan haben, hat ihnen die Sucht, den Erfolg garantiert zu sehen, ausgetrieben.

Ich höre noch einmal auf das alte Versprechen:

Gott sprach zu Noah: Siehe, ich richte mit euch einen Bund .. und mit allem lebendigen Getier bei Euch, an Vögeln, an Vieh und an allen Tieren des Feldes, von allem, was aus der Arche gegangen ist, was für Tiere es sind auf Erden. .. Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, dass ich ihn ansehe und denke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, das auf Erden ist. (9, 16)

Die Rettung aller Lebewesen, nicht nur der Menschen, ist als die neue Schöpfung geschildert. Wie zu den Menschen ist zu den Tieren gesagt: Seid fruchtbar und mehret euch. Wie die Menschen stehen in der Schöpfungsgeschichte die Tiere unter dem Segen Gottes. Wie für die Menschen gilt für die Tiere der neue Segen und der Bund nach der großen Flut: „**Ich richte mit euch einen Bund und mit allem lebendigen Getier bei Euch, an Vögeln, an Vieh und an allen Tieren des Feldes.**“ Zwar wird das Fleischessen

erlaubt im neuen Bund. Aber mit dem Segen und dem Bund Gottes sind die Tiere nicht in die völlige Verfügungsgewalt des Menschen gegeben.

In der kleinen Stadt Gänserndorf in der Nähe von Wien leben Schimpansen. Sie waren medizinische Versuchssklaven der Firma „Immuno“. Die Firma „Immuno“ – ihr Name sei noch einmal genannt - hat die Schimpansen über viele Jahre als einzelne in engen Käfigen mit Gitterböden gesperrt. So lese ich in der Süddeutschen Zeitung: „Die Affen erreichte kein Sonnenstrahl, kein Regentropfen fiel auf ihr Fell. Sie lebten in der Hölle, eingerichtet von ihren Verwandten, den Menschen, mit denen sie 98,7 % der Gene teilen. Sie sind nicht nur Tiere, sondern sie sind Primaten wie wir, haben ein Selbstbewusstsein, erkennen sich im Spiegel, sind äußerst lernfähig, erleben Freude und Trauer. ... Dann besuchen wir sie im Zoo und lachen. Weil der gebildete Mensch es schwer erträgt, den Wilden ins sich zu akzeptieren.“ (SZ 15.4.2010) Noch schwerer ertragen wir es, dass noch andere Wesen gesegnet sind und im Bund Gottes stehen als wir selber.

„Niemals tut man so vollständig und so gut das Böse, als wenn man es mit gutem Gewissen tut.“ (Pascal) Was alles haben wir den Tieren mit gutem Gewissen angetan? Wir verweigern ihnen die natürlichsten Rechte; züchten sie gegen ihre eigene Natur, wie wir sie brauchen; vernichten sie, damit wir uns mit ihren Fellen schmücken. Das alles geschieht fraglos, jedenfalls bisher! Welche heillose Arroganz des Menschen, zu glauben, das Wesen der Schöpfung sei, Beute des Menschen zu sein! Je weniger er an Gott glaubt, desto mehr maßt er sich selber das Recht der Omnipotenz an; das Recht, Sieger, Jäger, Erleger, Vernichter und Benutzer allen nicht-menschlichen Lebens zu sein. Auf Dauer zerstören die Sieger sich selber, wenn sie nicht anderes kennen als Sieger und zu Besiegende; Benutzer und Benutzbares. Wir bringen uns um die Geschwisterlichkeit des Lebens; um den Trost der Natur, wenn wir ihr keinen anderen Sinn zuschreiben, als zu unserer Verfügung zu sein. Vor einigen Jahren hat man wegen der Gefahr des Rinderwahns Hunderttausende von Rindern vernichtet. Wir erschrecken vor dem Grauen unserer eigenen Macht. Vielleicht lernen wir aus diesem Schrecken, dass die Tiere nicht nur Verfügungsmaterial sind. Die Menschheit lernt langsam, manchmal nur durch Katastrophen. Vielleicht lehrt uns die gegenwärtige Katastrophe, was wir Tieren nicht antun dürfen. Vielleicht zerstört sie endgültig unser „gutes Gewissen“ und unsere moralische Blindheit. Die Menschheit lernt langsam. Sehr langsam hat sie

gelernt, dass auch die Menschen sind, die nicht zum eigenen Clan gehören; dass die Männer die Frauen nicht wie Dinge behandeln dürfen; dass Menschen anderer Hautfarben nicht minderwertig sind und gekauft und verkauft werden dürfen. Die Beutemacher und Benutzer haben sich gegen die neuen Lehren, dass der Fremde nicht der Feind sein muß; dass die Frau nicht Beute des Mannes und die Schwarzen nicht Beute der Weißen sind, immer auf eine sogenannte Natur berufen. „Von Natur aus“ sind die Schwarzen und die Frauen anders! Meistens ist denen zu misstrauen, deren Argument „die Natur“ ist. Vielleicht lernen wir jetzt sehen, wie unsere Interessen uns das „gute Gewissen“ verschafft haben. Vielleicht finden wir Gesetze gegen die pure Vernichtung der Schöpfung, und vielleicht finden wir Gesten und eine Sprache des Glaubens, die für die Tiere eintritt.

Immer wieder gibt es Streit um die so genannten Tiergottesdienste. Gibt es ein theologisches Argument für Gottesdienste für die Tiere und für ihre Segnung? Diese Frage stammt noch aus der alten Zeit, in der der Mensch allen Segen, alle Wichtigkeit und den Blick Gottes für sich allein beanspruchte. Sie stammt noch aus der Zeit der Beutemacher. Eigentlich müssen die sich rechtfertigen, die den Tieren den Segen und den Spruch Gottes verweigern. Mein Argument für die Segnung ist einfach: Ich sehe, wie die Tiere leiden; wie sie ihren Tod wittern; wie die Schweine gehalten werden, dass sie zusammenbrechen, wenn sie aus ihren engen Ställen in den offenen Pferch kommen. Das Leiden der Tiere rechtfertigt den Segen. Mir sind alle theologischen Argumente gegen eine solche Segnung vollkommen gleichgültig gegen das große Unglück der Tiere. Ich frage nicht: haben die Tiere Bewusstsein und eine Seele? Sind sie dem Menschen ähnlich oder verschieden von ihm? Vermutlich sind sie uns ja viel ähnlicher, als wir bisher angenommen haben. Die grundsätzliche Verschiedenheit, die „andere Natur“ haben wir behauptet, damit wir sie behandeln und benutzen können. Die Tiere sind gequält, und sie leiden. Das ist Grund genug, über ihnen den Namen Gottes anzurufen.

Im Katholizismus hat es Tiersegnungen immer gegeben. Tiere sind nicht Menschen, aber sie sind auch keine Dinge. Sie sind Wesen, die Schmerzen und Freude empfinden können; die spielen und die Angst vor dem Tode haben; die Treue und Zuneigung kennen. Vollkommene Menschenähnlichkeit sehen wir vor allem in der Selbstbewusstheit eines Wesens. Aber was heißt Bewusstheit schon gegen die Angst, die ein Wesen empfinden kann, und gegen die Treue,

die es entwickelt! Warum eigentlich wollen wir als Menschenwesen so einzigartig sein? Warum fühlen wir uns bedroht, wenn Wesen uns ähnlich sind? Wir sind endlich. Das zu wissen, ist eher eine Erleichterung als unsere Einengung. Wir sind endlich, wir müssen nicht alles sein. Gott allein ist alles in allem. Der Einzigartigkeitswunsch hat unendliches Leid in die Welt gebracht.

Ich zitiere einem Satz von Bonaventura: „Alles Geschaffene ist Schatten, ist Echo, ist Bild, Spur, Ebenbild und Aufführung.“ Nichts also ist nur, was es ist. Alles hat Anteil an der Heiligkeit Gottes, weil es sein Echo und seine Spur ist. Diese Heiligkeit allen Lebens fordert unsere Ehrfurcht und unsere Ergriffenheit. Vielleicht bewahrt diese Auffassung vom Leben - auch von dem Leben der Tiere – uns davor, sie zu benutzen, als hätten sie kein Geheimnis und als seien sie nur Verfügungsmasse für uns. Als Echo Gottes sind sie zuerst für Gott da und für sich. Die Entzauberung der Welt hat dazu geführt, dass wir uns in grenzenlos imperialer Geste alles unterwerfen. Wer kein Tabu kennt und die Heiligkeit der Schöpfung nicht sieht, wird zu ihrem Zerstörer.

Wir wissen nicht, wie die Welt wird, aber wir wissen, was aus ihr werden soll. Wir haben keine Garantien für die Zukunft, aber wir haben eine Reihe von Versprechungen, Vorstellungen, Visionen und Liedern, die eine Welt besingen, wie sie sein und werden soll. Gott will „hinfort nicht mehr die Erde verfluchen“(Gn 8,21). Die Steppe wird nicht mehr öde sein. Die Blinden werden sehen, die Lahmen werden springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird gelöst (Is. 35). Das Recht wird fließen wie Wasser (Am. 5,24). Wie lebt man mit solchen Versprechen und Vorstellungen von einer Welt, in der keiner mehr Opfer ist? Die Träume vom Recht und vom geretteten Leben bringen uns in Widerspruch mit uns selbst und mit der Welt, in der wir leben. Wer eine Vorstellung vom Recht hat und einen Traum davon, dass es für alle gelten soll, der wird fremd sein in einer Gegenwart, die so vielen das Recht verweigert. Er wird nicht eingefangen sein in einer Gegenwart, die sich schön schminkt und die sich als einzig mögliche gibt. Die Hoffnung lässt uns in gegenwärtiger Zeit nie ganz zuhause sein, sie macht uns zu Fremden im eigenen Land. Vielleicht wird man uns eines Tages nicht nur fragen, was wir getan und was wir unterlassen haben. Wir sind auch dafür verantwortlich, welche Träume wir haben und was wir erhoffen. In diesem Zusammenhang wird mir unsere spirituelle Bildung immer wichtiger. Man muss viel wissen, um der

Hoffnungslosigkeit und dem Zynismus zu entgehen. Man muss eingeführt sein in die Träume vom Recht, um das Recht denken und wünschen zu können. Ich schätze unsere Kirche auch deswegen, weil sie aus Geschichten vom möglichen Leben gebaut ist. Es ist notwendig, die Lernorte in der Kirche zu befragen, ob sie am Grundgespräch mit der alten Tradition von der Würde des Menschen teilnehmen oder ob sie dies nicht mehr wagen und ausweichen in diffuse Vielfältigkeit. Es gibt wenige Stellen in unserer Gesellschaft, in denen die Geschichten von der Gerechtigkeit aufbewahrt werden. Recht aber kann es nicht geben, wenn vorher nicht vom Recht erzählt wurde; wenn vorher nicht gesungen wurde vom Land des Rechts; wenn vorher nicht vom Recht geträumt und um es gebetet wurde. Was wird aus einer Welt, in der der Gott der Armen und des Rechts nicht mehr besungen wird und in der seine Geschichten nicht mehr erzählt werden. Das Leben findet nicht hinter dem Rücken der Sprache statt. Wo die Sprache und die Gesänge verstummen, da versinkt das Leben selber in Undeutlichkeit, Zufälligkeit und Beliebigkeit. Darum ist es die Aufgabe der Kirche, von den großen Wünschen und Hoffnungen Gottes zu erzählen. So erst bilden sich unsere eigenen Wünsche und Lebenserwartungen.

Bibel

Warum liebe ich die Bibel, warum brauche ich sie? Ich nenne zunächst einen Grund, den ich bei jedem Buch anführen könnte, das ich liebe: Es ist schön, Texte zu haben, denen man vorrangig seine Aufmerksamkeit widmet. Solche Texte zu haben, sie zu lesen und sich auf sie zu verlassen ist in sich ein Glaubensakt. Man glaubt, dass die Wahrheit entzifferbar und dass die Welt lesbar ist. Nun sind wir auch in unseren Lieben endlich, und man kann nicht alles in gleicher Weise lieben. Die Bibel habe ich zu meinem vorrangigen Buch erklärt. Ich bin aufmerksamer, wenn ich dieses Buch lese. Ich erwarte von ihr mehr, als ich von anderen Büchern erwarte, und so finde ich in ihr mehr Wahrheit und Schönheit, als ich in anderen Büchern entdecke. Die Bibel ist meine Lehrerin. Einer Lehrerin gibt man einen Vorschuss an Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Bis zu einem gewissen Grad erschafft man die Weisheit der Lehrerin, indem man ihr Weisheit zutraut. Das geht natürlich nicht bei jedem Menschen. Es gibt welche, die auch beim grössten Vertrauensvorschuss als Lehrerin untauglich sind, und es gibt Bücher, die zu blöde sind, gute Bibeln zu werden. Es klingt jetzt so, als ob ich die Bibel selbst erschaffe, indem ich glaube,

dass dieses Buch eine Bibel ist, also ein heiliges Buch, in dem Weisheit und Wahrheit zu finden sind. Das ist nicht alles, was zu sagen wäre. Aber es ist eine Tatsache, dass die Bibel Wichtigkeit gewinnt, indem wir ihr Wichtigkeit verleihen.

Im letzten Satz habe ich nicht mehr Ich gesagt, sondern Wir: Nicht ich allein gebe ihr einen Vorschuss und vermute ihre Wahrheit. Ich tue es zusammen mit meinen Toten und lebenden Geschwistern. Wir, die Kirche aller Zeiten, lehren die Bibel, uns zu weisen, indem wir auf sie hören, sie lesen und sie zur Lehrerin erwählen. So wird die Bibel zu einem kraftvollen Buch, weil es das Buch von vielen wird. Die Bibel ist das Kirchenbuch. Wenn ich sie lese, höre ich nicht nur auf sie, sondern auf alle, die sie mit mir lesen und vor mir gelesen habe. Die Auslegungen meiner Geschwister werden mir wichtig, nicht nur der Text des Buches. Da habe ich nun einen katholischen Gedanken eingeschmuggelt, der nicht nur die Bibel selbst, sondern auch die Tradition ihrer Auslegung ernst nimmt, die sie in der Geschichte der Kirche gefunden haben. Ich durchbreche also den Zaun des Kanons und erkenne das Wachstum der Wahrheit des biblischen Ursprungs. Trotzdem: die ursprünglichen Worte der alten Lehrerin verliere ich nicht aus dem Ohr. Sie verhelfen mir dazu, dass wir uns nicht in der Wildnis der Auslegungen verlaufen.

Habe ich nun die Bibel zu sehr vermenschlichte? Habe ich sie nicht zu einem Buch wie jedes andere Buch gemacht mit dem einzigen Vorzug, dass ich sie zu **meinem** Buch gemacht hab? Die Bibel ist mehr als ein von mir erwähltes Buch. Sie ist das Gottesgespräch meiner Väter und Mütter im Glauben und darin eingewickelt und nicht leicht zu entziffern die Antworten Gottes. Sie ist inspiriert. Aber ihre Inspirationen liegen nicht auf der Hand, man muss sie mühsam entziffern.

In der Bibel höre ich die Klage, die Empörung und die Schreie nach Recht meiner Toten, und ich entziffere darin die Verheissungen Gottes. Ich höre die grossen Lieder, die das Leben preisen und Gott loben. Die Stimmen meiner Toten sage ich. Damit will ich sagen: in der Bibel finde ich nicht nur Texte, Lehren, Aufforderungen, losgelöst von Menschen. Es sind Stimmen, es sind Gesichter, die ich dort höre und sehe. Stimmen, die loben, wie meine Stimme loben kann. Es sind Gesichter, deren Augen Gott suchen, wie meine ihn suchen und meistens nicht finden. Ich habe es in der Bibel mit Gebeten, Hoffnungen und Liedern zu tun, die mir meine Toten vorgewärmt haben. Jeder Psalm ist der

Rollator meines eigenen hinkenden Glaubens. Jede Freiheitsgeschichte facht meinen Freiheitsdurst an. Mit der Bibel bin ich im Glaubensgasthaus meiner toten Geschwister, nicht schutzlos und nicht ganz zuhause. Sie lehren mich beten, sie lehren mich loben, sie lehren mich das Recht zu lieben. Sie bilden meine Seele. Ich muss nicht mit meinem eigenen dürftigen Glauben auskommen. Ich brauche den Glauben der anderen, um glauben zu können.

Und noch eins, es ist mir eigentlich das Wichtigste: Die Bibel ist schön. Schönheit meine ich nicht nur als einen formal-ästhetischen Begriff. Schön nenne ich auch die Würde und die moralische Verantwortung, die den Menschen etwa in der Bergpredigt zugemutet wird. Von den Armen und Leidenden ist die Rede, vom Hunger nach Gerechtigkeit in einer Welt von Unrecht; von Verfolgung und Schmähung. Bergpredigt! Schön ist der Aufruhr der Propheten. Schön ist der Jesus, der die eingeschliffenen Selbstverständlichkeiten durchbricht, der das Kastendenken zerbricht, das die Frauen von den Männern trennt, die Verlorenen von den Gefundenen, die Frommen von den Sündern und die Einheimischen von den Fremden. Vielleicht verwundert es sie, dass ich mit lauter Stimme die Schönheit preise. Wir haben vergessen, dass der Glaube schön ist. Wir waren so versessen darauf, dass er wahr ist; dass seine Sätze korrekt sein sollen. Man kann auf Dauer nur an etwas Glauben, dessen Charme man entdeckt hat; also was man schön gefunden hat. Etwas schön zu finden, ist wichtiger als etwas nur für wahr zu halten. In einem Gedicht aus Cuba heissen zwei Zeilen:

Gestillt werden kann der Hunger nach Brot,
Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.

Meine schöne alte Dame, die Bibel, will nicht aus der Ferne bewundert werden, sie will besucht werden und sie will mich besuchen, nach Möglichkeit täglich. Sie erträgt es auch, wenn sie nur einmal in der Woche kommen darf. Wenn es weniger als einmal im Monat ist, fängt sie an zu murren und sie verweigert mir ihren Trost und ihre Weisheit. Ein Buch, in dem ich nicht lese, ist nicht mehr mein Buch. So lasse ich sie denn kommen, täglich oder wöchentlich oder wenigstens monatlich. Ich räume ihr eine feste Zeit ein. Ihre Besuche werden Sitte. Nichts geht ohne Sitten. Dazu erzähle ich Ihnen eine Geschichte vom kleinen Prinz von Antoine De Saint-Exupéry, die Geschichte vom Fuchs, der gezähmt werden will. Der kleine Prinz verspätet sich bei seinem Besuch bei dem Fuchs. Dieser:

*Es wäre besser gewesen, du wärest zur selber Stunde wiedergekommen ...
Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr
anfangen, glücklich zu sein.*

*Je mehr die Zeit vergeht, umso glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr
werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer
das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nie wissen, wann
mein Herz da sein soll ... Es muss feste Bräuche geben.*

Was heisst ‚fester Brauch‘?, sagte der kleine Prinz.

*Auch etwas in Vergessenheit Geratenes, sagte der Fuchs. Es ist das, was einen
Tag vom anderen unterscheidet, eine Stunde von den anderen Stunden. Es gibt
zum Beispiel einen Brauch bei meinen Jägern. Sie tanzen am Donnerstag mit
den Mädchen des Dorfes. Daher ist der Donnerstag der wunderbare Tag. Ich
gehe bis zum Weinberg spazieren. Wenn die Jäger irgendwann einmal zum
Tanze gingen, wären die Tage alle gleich und ich hätte niemals Ferien.*

Es muss feste Bräuche geben – Wenn du irgendwann kommst, kann ich nicht wissen, wann das Herz da sein soll! Der Geist verblasst ohne die Gepflogenheit, ihm einen Platz und eine Zeit zu geben. Die Stimme der Bibel wird leise. Sitten und Gepflogenheiten verlieren in unserer Gesellschaft immer mehr ihre Selbstverständlichkeit, weil sie nicht mehr von allen oder mindestens von vielen getragen werden. Ausserdem vergöttlichen wir die Spontaneität und die sogenannte Authentizität. Sitten scheinen uns kühl und eher eine Lähmung der Spontaneität. Was man aber regelmässig und langfristig tun will, braucht die Kühle der Gepflogenheit. Man kann auf Dauer nur beten und sich in das alte Buch vertiefen, wenn man weiss, wann und wie man es tut; an welchem Tag und zu welcher Stunde des Tages. „Es muss feste Bräuche geben, sagt der kleine Fuchs. Bibellesen ist auch Arbeit und nicht nur eine spirituelle Sauna. Arbeit erfordert Regeln und Gesetze. Zu der Arbeit gehört, den Tag und die Stunde zu wissen, wann die alte Dame kommt, wo sie sitzt, wie ich sie behandle und wann sie wieder gehen soll; den Tag an dem die Jäger tanzen gehen und die Füchse ungestört in den Weinberg können. Es kommt nicht darauf an, dass ich in jener Besuchszeit besonders gestimmt für sie bin. Was man regelmässig tut, tut man meistens ohne besondere religiöse Ergriffenheit. Wir glauben manchmal, uns für unsere religiösen Versuche in eine besondere spirituelle Ergriffenheit versetzen zu müssen. Bete deine Gebete und halte dich nicht mit der Frage auf, ob du andächtig betest. Lies in deiner Bibel und frage dich nicht,

ob dein Herz bereit ist für den hehren Text! Lass dir Zeit wie für eine Nachbarin, die dich regelmässig besucht. Manchmal freut man sich darauf, manchmal ist man heilfroh, wenn sie wieder geht, weil man an seine Arbeit will. Man kann sich nicht selbst wollen, auch nicht die eigene Innerlichkeit. Man folgt den Sitten und Gepflogenheiten zu denen man sich entschlossen hat, und diese bilden unmerklich, aber auf Dauer unser Herz und Gewissen. Ich lasse die Bibel an mir geschehen. Den Psalm lasse ich an mir geschehen, das Vaterunser, die Erzählungen der Freiheit lasse ich an mir geschehen. Je passiver und wehrloser ich gegen meinen Gast bin, umso besser. Ich strengte mich nicht einmal an, der Bibel zu glauben, aber ich gebe ihr ein regelmässiges Gastrecht. Wir sind bei unseren religiösen Versuchen viel zu sehr bedacht auf die Herstellung unserer eigenen Innerlichkeit und auf die Kontrolle unserer Herzen. Tu etwas, lies in deiner Bibel, bete deine Gebete und frage nicht, wer du bist bei deinem Lesen und Beten! Achte nicht auf deine Innerlichkeit sondern auf Äusserlichkeiten: die regelhaft eingehaltene Zeit für deine Bibel.

Wer regelmässig mit der Bibel umgeht, für den ergibt sich so etwas wie die Bibel in der Bibel. Das heisst, besondere Texte, Psalmen, Geschichten der Bibel werden einem besonders wichtig. Im grossen Bibelzelt schlägt man sich noch ein kleineres persönliches auf; Ein Psalm, dessen Wahrheit sich einem in einer besonderen Lebenssituation aufgeschlüsselt hat; in einer Situation der Trauer, der Verzweiflung, des Zornes oder des Glücks; ein Freiheitstext, der mich in Stunden von Lebensängsten getroffen hat. Die erlebten Texte werden zu meinen vorrangigen Texten, zum Haus im Haus. Zu diesen Texten kommt man immer wieder zurück und sie werden einem mehr als andere Heimaterde. Manchmal erbt man auch solche Texte. Der 139. Psalm war einer der Lieblingstexte meiner verstorbenen Frau. Sie hat mir ihre Liebe zu ihm vererbt. Aus dem 63. Psalm liebte sie den Vers: „Deine Gnade ist mehr als Leben“. Er ist zu einem Spruch geworden, der mir oft über die Lippen kommt und den ich ihr von den Lippen lese. Wenn der Glaube schwer wird, und er wird ja öfter schwer, als wir annehmen, liest man den Glauben von den Lippen derer, die einem verbunden sind.

Ich habe am Anfang etwas dreist gesagt: Die Bibel ist nicht einfach vom Himmel gefallen. Sie ist unter Menschen geboren und hat eine Menschengeschichte. Über diesen Satz muss ich noch Rechenschaft geben. Wir sagen ja, die Bibel sei inspiriert. Wir sagen, sie enthielte das Wort Gottes. Manchen sagen sogar sie

sei das Wort Gottes. In der katholischen Kirche hebt der Priester nach dem Evangelium die Bibel empor mit dem Satz: Wort des lebendigen Gottes. Also doch vom Himmel gefallen? Es ist nicht so einfach. Das Wort Gottes ist entzifferbar in der Bibel. Das ist unser Trost. Aber zunächst ist die Sprache der Bibel durch menschliche Kehle gegangen. Das heisst sie hat Teil an der Wahrheit, aber sie ist Menschensprache; brüchig wie jede Sprache, die durch die Kehle der Menschen gegangen ist. Die Bibel ist nicht das Wort Gottes, sie ist wie alle Theologie eine Auslegung des Wortes Gottes, allerdings unsere vorrangige Auslegung. Sie ist nicht die Wahrheit, sondern die Auslegung der Wahrheit.

Und noch eine Schwierigkeit: Uns trennen viele Jahrhunderte von jenen Auslegern. Wir müssen die Distanz akzeptieren, die uns von den Schreibern jener heiligen Worte trennt. Nie werden wir ihren Eigensinn ganz erfassen. Die Bibel zu zitieren, genügt nicht. Wir müssen sie übersetzen. **Übersetzen** heisst eine Sache oder einen Menschen von einem Ufer zum anderen bringen. Wir haben eher gelernt, die alten Texte zu zitieren als sie zu übersetzen, d.h. an das Ufer unserer Zeit und der Horizonte unseres Denkens zu bringen. Wir kommen mit unserem Denken aus sehr alten Zeiten, in denen man geglaubt, die Wiederholung des Erbes sei schon die Aneignung des Erbes. Den Glauben aber haben wir an keiner Stelle anders als immer schon interpretierten Glauben, so auch in der Bibel. Protestanten verstehen etwas vom Bilderverbot, vom Geheimnis und der Ungreifbarkeit Gottes. Ein Schimmer von Gottes Wahrheit ist in den Überlieferungen unserer Väter und Mütter, in der Bibel zu begreifen, aber nicht zu greifen. Nirgends gibt es das Wort Gottes pur. Seine Interpretationen im Lauf der Geschichte sind uns fremd und sie sind uns nah. Nirgends aber sind wir vom Schmerz und der Freiheit entbunden, den Glauben vom fremden Ufer an unser eigenes zu bringen. So muss jede Zeit neu lernen, den Namen Gottes zu entziffern. „Die Bewahrung der Tradition ist ein schöpferischer Akt.“ sagt der tschechische Theologe Thomas Halik. „Die Tradition ist immer eine Reinterpretation vom Vorherigen – während Traditionalisten an diesem Punkt untreu werden.“ Wer nicht interpretieren will, hört auf zu bewahren, oder wie der Aphoristiker Elazar Benyoetz sagt: „Eine getreue Widergabe ist eine echte Fälschung.“ Religiöse Sprache ist, wo sie den Namen verdient, eine poetische Sprache, das heisst, dass sie nicht zu hören ist abgelöst von den Sprechenden, von ihren Tränen und von ihrem Jubel. Sie ist gerade keine Einheitssprache, die zu allen Zeiten zwischen Tokio und Lima gilt.

Das heißt nicht, dass sie die willkürliche Expression der Gemütslagen von unverbundenen Individuen ist. Wir haben Texte und Traditionen, die unsere Auslegung richten, sie aber nicht beherrschen. In jede Auslegung gehen das Charisma und die Blindheit der Auslegenden ein. Erst wenn wir unser Erbe übersetzt haben an das Ufer unserer Gegenwart, können wir ahnen, welche Schönheit und welche Lebensrettung es enthält. Uns ist die Würde und die Last zugemutet, freie Geister zu sein, auch vor der Bibel; aber freie Geister, die wissen, was Demut ist. Demut: es ist die Kraft, nicht allein auf sich selbst zu hören, sondern auf die Stimme dieses alten Buches, das durch so viele Hände gegangen ist und auch geheiligt ist durch die Wärme jener Hände. Der französische Philosoph Andre Comte-Sponville sagt: „Die Menschheit ist wie ein Strom, der nur eine Möglichkeit hat, seine Quelle zu ehren, nämlich: weiterzufließen.“